

sehen. So abwegig und ungeheuerlich dieser Anspruch erscheint, so wohnt ihm doch ein Quentchen Wahrheit inne, denn der Mensch, der sich dem Schicksal stellt und auf einsamem Vorposten Gefechte ficht, die der Menge erspart bleiben, ist in der Tat von einem göttlichen Hauch umwittert – auch wenn er den Weg zu Gott selber nicht gefunden hat.

Katholische Kulturschau

Von Jakob Overmans S. J.

I

Ein Amerikaner als Lama. Wenn eine Zeitung mit einer Zweimillionenauflage wie das Londoner »Daily Mail« (12. November 1937) den ersten Bericht eines Tibetreisenden über neue Beobachtungen in streng abgeschlossenen Lamaklöstern erhält, ist eine sensationelle Aufmachung berechtigt. Aber einer Verflachung des religiösen Empfindens muß dabei um so gewissenhafter vorgebeugt werden, als gerade in einer so breiten Lesermasse die tiefer blickenden Denker selten sind. Was ein junger amerikanischer Buddhist, Theo Bernard, früher kleinstädtischer Rechtsanwalt, über seine Erlebnisse als »erster weißer Lama« schrieb, hält sich nicht in diesen Grenzen. Vor seinem Eindringen in Tibet hatte er sich in Indien ein Jahr lang um das Verständnis der höheren Formen des Buddhismus und um die tibetische Sprache bemüht. Da Tibet bekanntlich unter englischem Einflusse steht, konnte Bernard mit Hilfe eines indischen Regierungsvertreters am 11. Mai 1937 nach Lhafa aufbrechen. Am 22. Oktober 1937 war er mit fünfzig Maultieren, die Hunderte von buddhistischen Büchern und Tausende von Photographien trugen, wieder auf indischem Boden in der bengalischen Stadt Kalimpong. »Die Tibetaner sagten mir«, schreibt er, »sie hielten mich für die Wiederverkörperung eines großen, heiligmäßigen Lamas, und das Schicksal habe mich in ihr Land geführt, damit ich hier Kenntnisse sammle und sie dem Westen vermittle.«

Was der recht selbstgewisse Reisende dann in seinem langen Aufsatz erzählt, ist größtenteils weder neu noch wesentlich. Er macht viel Aufhebens von der längst bekannten Verwendung Tausender von Butterlampen in den Tempeln. Die goldene Pracht dieser Bethäuser ist ebensowenig eine Neuigkeit, und man mußte auch seit vielen Jahren, wie die Leichen der meisten Lamas nach der Totenfeier Vögeln und Hunden zum Fraße überlassen werden. Da Bernard mit gutem Grunde meint, ein von ihm beobachtetes, Orakel spendendes Medium sei nicht durch einen Geist vom Boden emporgerissen worden, sondern habe einen nervösen Luftsprung gemacht, ist es merkwürdig, daß er ohne Vorbehalt schreibt: »Einige Lamas vermögen ihre gesamte Lebenskraft derart in einem Teil ihres Körpers zu vereinigen, daß man diesen Teil vor Hitze nicht berühren kann, während der übrige Körper so kalt wird wie eine Leiche. Ich habe mich in der Zelle eines Einsiedlers aufgehalten, die 16 000 Fuß hoch lag. Dieser Ein-

fiedler hatte sich 22 Jahre nicht hingelegt, denn die geringe Ausdehnung der Zelle machte das unmöglich. Er lebt von einigen Gerstenkörnern und etwas Yakmilch und ist jetzt über 70 Jahre alt. Er konnte seinen Atem nach Belieben aussetzen, und ich habe gesehen, daß er mehrere Stunden lang nicht atmete.«

All das hat doch mit dem eigentlichen Sinn des Lamaismus wenig zu tun. Von den tiefen Gedanken, die auch dieser weit über Tibet hinaus verbreiteten Lebensauffassung zu Grunde liegen, sagt Bernard, obwohl er sich zum Lama weihen ließ, kein Wort, so daß beinahe der Eindruck entsteht, nicht Sehnsucht nach den letzten Dingen, sondern Abenteuerlust habe ihn aus den heimatlichen Steppen Arizonas gelockt und zum Buddhismus getrieben. Jedenfalls kann eine so äußerliche Schilderung eines religiösen Kultes, selbst eines falschen, die verheerend oberflächliche Weltbetrachtung eines sehr großen Teiles unserer Zeitgenossen, nicht am wenigsten unserer vermeintlich »gebildeten« Zeitgenossen, nur begünstigen. In der protestantischen Monatsschrift »Zeitwende« (Dez. 1937, S. 165 f.) hat der mecklenburgische Studienrat Dr. Karl Kindt in anderem Zusammenhang diese Geistesverfassung von Leuten, die sich weder für atheistisch noch für unchristlich halten, treffend gekennzeichnet: »Die Geheimreligion des Durchschnittsgebildeten von heute«, schreibt er nach Beobachtungen in seinen Kreisen und nach der dort beliebten Literatur, »ist tatsächlich ein nackter und uneingeschränkter Materialismus, der nur nicht den Mut hat, sich offen zum Materialismus zu bekennen, und deswegen des ästhetischen und idealistischen und wohl auch christlichen Bildungsflitters bedarf, um damit seine Blöße zu decken. . . . Rede von allem, was den Menschen bewegt zwischen Himmel und Erde, sprich von der Kunst, vom Glauben, von der Liebe, von der Krankheit, vom Tode und vom Verbrechen, . . . mische getrost Melancholie und Sarkasmus, Arroganz und Mystizismus, grausigsten Realismus und wohligen romantischen Märchendämmer, nur eines, beschwöre ich dich, meide um jeden Preis: stelle bei alledem niemals die Wahrheitsfrage! . . . Nach diesem heimlichen Rezept schreiben in Europa, in dem alten christlichen Europa, heute Tausende und Abertausende von Dichtern und Schriftstellern dem »Gebildeten« zu Gefallen.« Man braucht nur ernst um sich zu blicken, um sofort zu empfinden, wie genau diese Schilderung auf einen beträchtlichen Teil der »Gebildeten« aller Länder zutrifft; aber sie darf nicht so verstanden werden, als ob es heute mit echtem Christentum fast aus wäre.

Die Geltung des Christentums in Deutschland. In der »Jungen Kirche«, einer Halbmonatsschrift für »reformatorisches Christentum«, wurde (6. Nov. 1937, S. 922 f.) das Wort des Grafen Reventlow (»Reichswart«, 23. Okt. 1937), daß wahrscheinlich »diejenigen irren, welche in Deutschland dem Christentum ein nahes Ende voraussagen«, als unvoreingenommenes Urteil eines Nichtchristen über religiöse Tatsachen der Gegenwart »dankbar zur Kenntnis« genommen und durch kurze Mitteilungen über den deutschen Protestantismus ergänzt. »Die verschiedenen evangelischen Landeskirchen Deutschlands«, heißt es da, »haben gerade in diesen Tagen ihre statistischen Zahlen für die Jahre 1935

und 1936 vorgelegt. Man mußte diese Zahlen mit besonderem Interesse erwarten, weil in jenen Jahren die deutschgläubige Propaganda gegen die Kirche mit ihrem ganzen Einsatz wirksam wurde. Die Zahlen zeigen, daß zwar die Kirchenaustritte anwachsen, aber in einem Verhältnis, das in jeder Beziehung hinter den Erwartungen zurückbleibt. Die Prozentzahlen der Taufen, der kirchlichen Trauungen und kirchlichen Beerdigungen blieben sich im allgemeinen gleich. Die kirchliche Opferwilligkeit stieg trotz der mancherlei Schwierigkeiten sogar überall. Es hat nicht den Anschein, daß darin im Jahre 1937 ein entscheidender Wandel eingetreten ist.

Über die entsprechenden Verhältnisse auf katholischer Seite erfahre ich von Herrn Dr. Mohnen, dem Leiter der Zentralstelle für kirchliche Statistik Deutschlands, daß die Katholiken in diesen letzten Jahren die Probe der Kirchentreue im ganzen gut bestanden haben. Die Zahl der Osterkommunionen ist überall gestiegen. Auf je 100 Katholiken betrug die Jahresziffer der Kirchenaustritte von 1931 bis 1936: 0,27, 0,25, 0,15, 0,12, 0,16, 0,21. Im Jahre 1931 traten 57 781 Katholiken aus ihrer Kirche aus, 26 376 im Jahre 1934, 34 347 im Jahre 1935 und 46 427 im Jahre 1936. Also noch nicht ein Viertelprozent und weit weniger als im Jahre 1931 beträgt die Summe der Kirchenaustritte, während man lesen konnte, sie belaufe sich auf 30–50 Prozent, gar noch, wie die »Tat« (November 1937, S. 568) sich ausdrückt, »nach Aussagen deutscher Bischöfe« und infolge der »Sittlichkeitsprozesse«! Daß man sich dafür auf die Pariser Jesuitenzeitschrift »Etudes« berufen hat, beweist im günstigsten Fall recht mangelhafte Kenntnis des Französischen. Denn dort steht ausdrücklich (5. Oktober 1937, S. 16 f.), die jetzige Verlustzahl könne wohl bei zunehmenden Schwierigkeiten steigen, nach einigen bis auf 30, nach andern bis auf 50 Prozent. Also eine ganz ungewisse Schätzung der Zukunft! Es ist aber selbstverständliche Ehrenpflicht jedes Katholiken, angesichts der drohenden Gefahr den heiligen Eifer für seine Kirche neu zu entflammen. Tabernakel und Kanzel müssen für ihn an Bedeutung gewinnen.

Warum wird gepredigt? Der Reklamefachmann und republikanische Politiker Bruce Barton erzählte in der freisinnigen Newyorker Zeitschrift »Forum and Century« (Oktober 1937, S. 190 f.), an einem heißen Sonntag habe er, »Protestant von Protestanten«, seine katholischen Hausmädchen zur Sieben-Uhr-Messe gefahren und sich dann auch selber in eine Kirchenbank gesetzt. Unbekümmert um die Frage, ob nicht sein protestantischer Pfarrer heute mit Recht auf ihn zähle, gab er sich der Stimmungsgewalt des katholischen Gottesdienstes hin, die er nicht vorwiegend in der Predigt fand. An einem andern Sonntag fuhr er zur protestantischen Kirche. Die Predigt beherrschte, wie er es gewohnt war, die ganze Feier, und es war eine gute Predigt. Trotzdem kam ihm der Zweifel, ob Predigten heute am Platze seien. – »Aus Zeiten, wo die Menschen wenig geistige Anregung hatten und doch nach ihr verlangten, hat sich die Predigt in eine Zeit fortgesetzt, wo man zu viel geistige Anregung hat und eine tiefe Sehnsucht nach Frieden, Ruhe und Glauben fühlt. Glaube, Mut

und Frieden sind nicht Sache des Geistes, sie gehören dem Herzen. Sie wohnen im Sternenhimmel über uns und im Sittengesetz in uns. Durch Musik, durch Ruhe, durch Weihrauch, durch Kerzenschimmer, durch stilles Gebet oder durch einsame Betrachtung in einer schönen Kapelle schweben sie von dem Großen Wesen zu unserem innern Wesen. Sie kommen nicht durch Beweise. 'Wenn ihr nicht werdet wie die Kindlein ...' Kinder beweisen nicht. Sie staunen und fühlen.«

Richtig, wenngleich dunkel, hat dieser Protestant empfunden, daß in der katholischen Messe andere Mächte viel stärker auf die gläubige Seele wirken als die Predigt; aber dennoch ist dem Katholiken auch die Predigt heute so notwendig wie nur je. Gerade weil so viele geistige Strömungen fremder Richtung ihn umbrausen, muß ihm die Einsicht in die unvergängliche Wahrheit und Kraft seines Glaubens gegenüber den Angriffen der Gegenwart immer wieder geklärt und in der Verbundenheit mit der Pfarrgemeinde zum Erlebnis gemacht werden. Echte Religion ist nicht unge störte Stimmungseligkeit, sondern Frieden in Gott um den Preis des Kampfes aus Überzeugung. Christus hat das Schwert gebracht, er hat allen, die ihm folgen wollen, das Kreuz der Selbstverleugnung auferlegt, und er hat seinen Jüngern befohlen, die Völker bis ans Ende der Zeiten alles zu lehren, was er gesagt hat. Die Predigt kann daher nicht untergehen, und wo die Kirchengemeinde sich von ihr nicht beleben läßt, verwelkt die Religion, wie es z. B. in Spanien und in Portugal von sehr zuständigen Beurteilern noch in den letzten Jahren beklagt worden ist. Dagegen bleibt lebendige Kenntnis der Religion auf die Dauer selbst unter äußerlich ungünstigen Bedingungen der fruchtbare Boden, aus dem der herrliche Opfermut des sittlichen Lebens wächst, den wir oft auch außerhalb der katholischen Kirche dank dem gemeinsamen christlichen Erbe heute mit Staunen beobachten.

Die russische Orthodoxie in Frankreich. Aus zehnjähriger Zusammenarbeit mit dem russischen Metropoliten Eulogios gab der anglikanische Geistliche und Soziologe P. E. T. Widdington in der »Winternummer« der in Chicago erscheinenden Vierteljahrsschrift »Christendom« (Jahrg. 1937, Bd. II, S. 77 ff.) eine aufschlußreiche Darstellung des mühseligen kirchlichen Lebens der orthodoxen Flüchtlinge in Paris. Für die Wiedergeburt des russischen Christentums sei die freie Kirche der Verbannung wichtiger als die gefesselte Kirche der Heimat. Von den fast eine Million zählenden orthodoxen Flüchtlingen beherberge Frankreich zwischen 160- und 180 000, und die Hälfte davon wohne in oder bei Paris. Besonders habe der größte Teil der höher gebildeten Russen, die seit der Revolution dem Glauben näher gekommen seien, sich nach Paris gewandt. Auf Einladung der französischen Regierung seien in den ersten Nachkriegsjahren auch zahlreiche Soldaten des alten russischen Heeres nach Frankreich gekommen, da man Arbeitskräfte brauchte. Aber durch den wirtschaftlichen Niedergang seien sie allmählich in derartiges Elend geraten, daß Verstöße gegen die strengen Arbeitsgesetze und Selbstmorde erschreckend zugenommen hätten.

Gegenüber dieser trostlosen Lage habe der schlichte und fromme Metropolit Eulogios, dem in Frankreich mehr als 40 und in elf andern Ländern noch ungefähr ebensoviele Pfarreien unterstünden, sich als einen Oberhirten von Weitblick und Tatkraft erwiesen. Schon vor zwölf Jahren hat er in Paris ein orthodoxes Priesterseminar gegründet, dessen Direktor Bulgakow ist, und an dem auch Berdjajew lehrt. Die Geldmittel zum Unterhalt werden hauptsächlich von englischen und amerikanischen Protestanten aufgebracht. Nahrung und Wohnung sind so einfach, daß sie junge Leute ohne ernsten Beruf abschrecken. Auch in der seelsorglichen Wirksamkeit bleibt das orthodoxe Priesterleben sehr hart. »In manchen der Pariser Außenpfarreien steht dem Geistlichen nichts zur Verfügung als das ärmlichste Unterkommen und das Essen, das er an den kärglichen Tischen seiner Gläubigen erhält. Es ist nichts Ungewöhnliches, daß er in einer Fabrik arbeitet und nach Feierabend und sonntags seiner Gemeinde dient.« Die kirchlichen Versammlungsräume sind meist aus alten Industriegebäuden umgestaltet, und sie müssen zugleich als Kliniken, Rechtsberatungsstellen, Arbeiterheime und Kinderhorte dienen. Namentlich durch eifrige Laien werden immer neue religiöse Mittelpunkte geschaffen. Eine Studentenvereinigung sorgt für Unterbringung zahlreicher lungenschwacher Kinder in südfranzösischen Ferienlagern, die alle ihren Arzt und ihren Priester bekommen.

Vor zwei Jahren hat Metropolit Eulogios auch eine »Action Orthodoxe« gegründet, die alle religiöse und soziale Laienarbeit der orthodoxen Kirche in Frankreich zusammenfassen soll. An ihrer Spitze steht eine hochbegabte Ordensstifterin, Mutter Maria, einst eine berühmte Führerin der russischen sogenannten Sozialrevolutionäre. Mit zehn Francs begann sie ihre klösterliche Tätigkeit in einem Hause der Rue de Lormel in Paris, das heute ein großes, sich selbst erhaltendes Wohlfahrtsheim für alle Arten leiblicher und geistiger Hilfe ist, nicht zuletzt auch für die oft nur mit heldenhafter Geduld mögliche Rettung russischer Männer, Frauen und Kinder aus der Pariser Unterwelt.

II

Die soziologische Reichweite christlicher Gedanken. Professor K. S. Latourette von der nordamerikanischen Yale-Universität wies in seiner Untersuchung protestantischer Missionsmethoden des letzten Jahrhunderts (»The International Review of Missions«, Oktober 1937, S. 441 ff.) auf den gewaltigen Einfluß hin, den das Christentum seit dem Wiederaufleben der Heidenmission auch dort auf die Anschauungen der Völker gewonnen hat, wo es nur eine verhältnismäßig kleine Schar von Gläubigen zählt. »Millionen«, sagt er, »haben sich ethische und soziale Ziele zu eigen gemacht, die geschichtlich mit dem Christentum zusammenhängen, oder sie haben von ihren angestammten Idealen gerade die mit neuem Eifer angestrebt, die christlichen Forderungen entsprechen. . . . Wer das heutige Asien kennt, muß sich sofort an viele Beispiele solcher ‚Massenbekehrung‘ oder richtiger ‚Massenumwandlung‘ erinnern. Da ist der ungeheure Einfluß eines Sun Yat Sen auf China: vieles von dem, was er

war und wirkte, verdankte er den Missionaren, von denen er seine Bildung erhalten hatte. Oft ist von dem starken christlichen Einschlag der Nanking=regierung gesprochen worden. Unparteiische und teilweise nichtchristliche Beobachter haben viele chinesische Reformen auf die christlichen Missionen zurückgeführt. Der japanische Buddhismus hat manche Arbeitsmethoden von den christlichen Kirchen übernommen. Gandhi und Tagore, beide Nichtchristen, verdanken dem Christentum viel, und sie haben damit Millionen Inder beeinflusst. Die asiatische Frauenbewegung beruht zu einem großen Teil auf der Tätigkeit der christlichen Missionen für die Frauen. Die Sonntagsfeier wird in Schulen und Regierungsämtern weithin beobachtet. In Japan ist Weihnachten ein volkstümliches Fest geworden. . . . Die Beispiele ließen sich fast ohne Ende vermehren.« Der Umfang dieser christlichen Einwirkungen auf die soziale Kultur hat, wie Latourette feststellt, »keine Parallele in der Geschichte irgend einer Religion oder eines Gedankensystems«. Immerhin ist einstweilen im volkreichen Asien der Einfluß des Christentums auf ethische Lebensformen der Gemeinschaft weiter fortgeschritten als der christliche Grundgedanke vom Werte der Einzelpersönlichkeit.

Um die Persönlichkeit des Arbeiters. In einem auf Beobachtungen in deutschen Musterbetrieben beruhenden Aufsatz der »Frankfurter Zeitung« (3. November 1937, Reichsausgabe) hieß es zum Schluß, noch so gute Einrichtungen seien unzureichend, »wenn hinter ihnen nicht zu einer richtigen Betriebskameradschaft gehörende Menschen stehen«. So urteile ein Betriebsführer, der 1500 von seinen 2000 Arbeitern in einer besondern »sozialpolitischen Kartei« verzeichnet habe. »Er kennt ihre großen und kleinen Nöte, und er kümmert sich auch um die einzelnen. In seinem Betrieb wird nicht verboten, sondern erlaubt (bis zum Schuppen können Fahrräder abgestellt werden - Du denkst daran, daß nur im Speisesaal geraucht werden darf). Er legt keine Bußen auf, sondern er belohnt. Seine Maschinen sind weiß gestrichen, und seine Maschinisten tragen weiße Kittel - das ist die beste Erziehung zur Sauberkeit. Wo es sein Betrieb erlaubt, dort ist ein Arbeiter nur für eine Maschine, nur für einen Dampfkessel wirklich verantwortlich, auch wenn er mehrere von ihnen in seiner Schicht bedienen muß, es ist seine Maschine, sein Dampfkessel. Und hierin steckt vielleicht ein wichtiger Teil des Geheimnisses sozialpolitisch erfolgreicher Betriebsführer: den Arbeiter zu der Erkenntnis zu führen, daß er nicht in irgend einem Betrieb arbeite, sondern daß er teilnehme an dem Schicksal seines Werkes, das sich dafür auch um sein Schicksal kümmert.«

Von Christentum ist hier ja nicht ausdrücklich die Rede, und selbstverständlich müßte ein christlicher Betriebsführer im Sinne des Evangeliums und nach leuchtenden Vorbildern der Sozialgeschichte des Christentums alle Sorge für das leibliche Wohl seiner Gefolgschaft unter den überragenden Gesichtspunkt ihrer religiös=sittlichen Festigung stellen. Aber selbst abgesehen von diesem höchsten Ziel ist nach christlicher Lehre, wie der Erzbischof von Westminster, Kardinal Hinsley, in seinem Adventshirtenbrief (Beilage zum Londoner »Tablet«,

Nr. 5091, 4. Dezember 1937) von neuem mahnte, der Zweck der Handarbeit solange nicht erreicht, als sie nicht auch die geistige Seite der Arbeiterpersönlichkeit fördert. »Deshalb darf kein Katholik«, sagt der Kardinal, »gleichgültig einem Zustand gegenüberstehen, in dem die Arbeit als Ware gilt und der Arbeiter bloß als Arbeitskraft und nicht als das, was er vor allem ist: ein Mensch mit einer unsterblichen Seele.« Auch da zeigt sich also wieder der unüberbrückbare Gegensatz zwischen christlicher und materialistisch-kommunistischer Arbeitswertung.

Kommunismus im nordwestlichen China. Die oft aufgeworfene Frage, wie der Kommunismus, der doch dem konservativen Familiensinn des Chinesen widerspreche, trotzdem in sehr weiten Gebieten des Riesenreiches habe Fuß fassen können, klärt ein Aufsatz der dem Studium der Randstaaten des Stillen Ozeans gewidmeten Vierteljahrsschrift »Pacific Affairs« (Bd. X, S. 266 ff.). Er stammt von dem Zeitungsberichterstatte Edgar Snow, der 1936 die roten Gebiete Chinas vier Monate lang bereist hat. Mit religiösen Widerständen brauchte hier der Kommunismus wegen der sehr irdischen Denkweise des chinesischen Bauern kaum zu rechnen. Dagegen war die wirtschaftliche Notlage so ungeheuer, daß schon eine im ganzen geringe Erleichterung, die stellenweise durch gewalttame Aufteilung des Landes reicher und meist abwesender Gutsbesitzer unter die Kleinbauern geschaffen wurde, wenigstens vorläufig günstig stimmen mußte. Trotzdem hatten die zahlreichen Bauern, mit denen Snow sprach, bereits nicht geringe Klagen über die neue Verwaltung, und die allgemeine Kulturlage fand er äußerst dürrig. Jedenfalls erwies sich überall ein so weitreichender Verzicht auf die dem chinesischen Familiensinn zuwiderlaufenden marxistischen Forderungen, daß die nordwestlichen Provinzen Chinas für ein Urteil über die Auswirkung eigentlich kommunistischer Grundsätze nicht ohne große Vorbehalte in Betracht gezogen werden können. Übrigens bestätigt im selben Bande der »Pacific Affairs« (S. 251 f.) der chinesische Soziologe Leonhard Hsü vom Industrieministerium in Nanking, daß der christliche Marschall Tchang Kai Schek, der zum Kampf gegen die Kommunisten ein Heer von 700 000 Mann aufbot, zugleich nach dem Grundsatz: »70 Prozent politische und 30 Prozent militärische Maßnahmen«, einen umfassenden Aufbau der Landwirtschaft in die Wege geleitet hat.

Die chinesischen Katholiken sind für eine gesunde Entwicklung der Verhältnisse zahlenmäßig von geringer Bedeutung, so rasch sie zufolge einer neuen statistischen Bestandsaufnahme (»The Month«, Dezember 1937, S. 501 ff.) wachsen. Im Jahre 1905 zählten sie rund 880 000, dagegen 1 751 000 im Jahre 1915, 2 337 882 im Jahre 1925, und 2 934 175 im Jahre 1936. Der Taufe Religionsmündiger geht ein Katechumenat von zwei bis drei Jahren voraus, in dem augenblicklich 526 673 Personen stehen. Aber wie klein sind diese stattlichen Zahlen gegenüber den 500 Millionen der Gesamtbevölkerung Chinas! Immerhin ist zu bedenken, daß es Katholiken in allen Provinzen gibt, und ihr Einfluß scheint den Japanern groß genug, daß sie, wie ich aus Privatnachrichten entnehme, einen

japanischen katholischen Priester abgesandt haben, um die katholischen Chinesen mit Japan zu versöhnen. Gewiß eine dornenvolle Aufgabe, aber selbst wenn sie nur teilweise gelingt, doch auch ein beachtlicher Beweis des Vertrauens auf die Friedensmission der katholischen Kirche.

III

Zum Palästina Streit. Auch der Deutsche Verein vom Heiligen Lande ist auf dem Wege zu seinem satzungsgemäß ersten Zweck, »das Land der Erlösung ... dem christlichen Glauben und der christlichen Kultur zurückzugewinnen«, durch die seit dem Weltkrieg sich folgenden weltpolitischen Wandlungen weit zurückgeworfen worden. Daß der immer wieder erörterte Plan einer Teilung Palästinas zwischen Arabern und Juden auch das Christentum in Mitleidenschaft zöge, bestätigte von neuem eine aus arabischer Quelle stammende Meldung der vom italienischen Istituto per l'Oriente herausgegebenen Zeitschrift »L'oriente moderno« (Jahrg. 17, S. 449). Vertreter aller christlichen Gemeinschaften Nordpalästinas hätten sich im Sommer 1937 beim Bischof Haggiar in Haifa versammelt und beschlossen, gemeinsam mit den Mohammedanern für die Unteilbarkeit Palästinas einzutreten.

Mancherlei zum genaueren Verständnis der religiösen Seite des außerordentlich schwierigen Streitfalles findet man in dem weit ausholenden Bericht der britischen Palästinakommission, die aus fünf Männern von öffentlichem Ansehen und großer Erfahrung zusammengesetzt war. Die jüdische Einwanderung, die sich 1930 auf 30 327 bezifferte, betrug 1936 schon 61 854; davon entfielen auf Deutschland nur 9 Prozent, auf Polen dagegen 53 Prozent. Die so entstandene Einengung der wirtschaftlichen Bewegungsfreiheit der Araber zerstört immer mehr die hauptsächlich in den protestantischen Missionschulen gewonnene Vorliebe wohlhabender Araber für englisches Wesen und damit für die Mission selber. Daß der erste Hohe Kommissar nach dem Weltkriege der jüdische Baron Herbert Samuel war, mißfiel bei seinem sichtlichen Bemühen um Gerechtigkeit weniger den Arabern als den nicht unbeträchtlichen christlichen Gruppen der verschiedenen Bekenntnisse und Riten. Die von der britischen Kommission vorgeschlagene Teilung des Landes stütze sich zwar auf die augenblicklichen Siedungsverhältnisse, hatte aber in den Augen der Araber neben andern Nachteilen auch den, daß sie ihnen einige der heiligsten Stätten des Islams entriß.

Wie der Anglikaner E. M. E. Blyth betonte (»The Quarterly Review«, Okt. 1937, S. 358), ist es jedoch in jedem Fall bedenklich, die Palästinafrage nur nach arabischen und jüdischen Gesichtspunkten zu beurteilen »und das starke christliche Element zu übersehen. Jerusalem ist die Hauptstadt des Christentums, und der verstorbene orthodoxe Patriarch war der 132. in der Reihe der Bischöfe nach Jakobus, dem Bruder des Herrn. Durch Jahrhunderte der Unterdrückung und Verfolgung haben die Ostkirchen den Glauben bewahrt, den wir im mehr gesicherten Westen ihnen verdanken. Sie erwarten nun von der Englischen Kirche manche Hilfe, besonders im Schulwesen, und nur in christlichen Schulen lassen

sich die Unterschiede der Abstammung, des Glaubens, der Partei zu einer umfassenden Kameradschaft für Klasse und Spielplatz verschmelzen. Jede Kirche ist in Jerusalem vertreten, und die anglikanischen Araber sind eine zwar kleine, aber einflußreiche Körperschaft.« - Von Rom her hatte schon im Mai 1922 Kardinalstaatssekretär Gasparri einen Vorschlag zur wirklichen Sicherung des Besuches der heiligen Stätten an den Völkerbund gerichtet, und im selben Sinne hat der Vatikan seitdem weitergearbeitet. Da England erst kürzlich wieder durch seinen Vertreter beim Völkerbund betont hat, die Christenheit könne nicht auf die heiligen Stätten verzichten, ist es begreiflich, daß in der katholischen Presse verschiedener Länder Klagen über die verhältnismäßig schwache Teilnahme der heutigen katholischen Weltöffentlichkeit für eine Sache laut wurden, die im Mittelalter das gesamte christliche Abendland in Bewegung setzte. Das eigentlich Katholische eines Kreuzzuges liegt ja nicht wesentlich in der Gewalt äußerer Waffen.

Spanisches Temperament. Viel hat man von der Fröhlichkeit katholischer Völker des Südens gehört, an der die Religion ebenso Anteil habe wie das heiße Blut und die strahlende Sonne. Irgendwie hängt damit zusammen, daß nicht selten die aus nördlichen Ländern gekommenen Beobachter der spanischen Kämpfe über eine gewisse Sorglosigkeit der zunächst Beteiligten fast entsetzt gewesen sind, während die Spanier selber dieser Seelenhaltung lieber eine gute Seite abgewinnen. Die verspätet aus Saragossa eingelaufene Heimatzeitschrift »Aragón« (Aug. 1937, S. 154) enthielt einen »An der Front« überschriebenen Beitrag mit einem Bild lachender Soldaten Francos, die sich um ein girlandengeschmücktes Kreuz gelagert hatten. So etwas geschieht ja auch anderswo, aber die Erklärung dazu ist echt spanisch. »Diese wundervollen jungen Spanier«, las man da, »die an der Front kämpfen, geben nicht nur edelmütig und tapfer ihr Blut hin, sondern sie tun das mit der Eleganz großer Herren und knüpfen so wieder an ein Gefühl der Ritterlichkeit an, das aus unserem Lande verschwunden schien, und das doch ein jahrhundertaltes Erbe ist und die unerschütterliche Grundlage unserer Rasse. Sie kämpfen lachend, singend. Der Kampf ist ihnen etwas Frohes und Heiliges. Sie erfüllen ihre religiöse und ihre vaterländische Pflicht, aber es bleibt ihnen Zeit und Lust für künstlerische Neigungen. Die einen zeichnen, die andern photographieren wie die, denen wir heute mit unserer Veröffentlichung huldigen. Das ist echt spanisches Volk, ideal und christlich, und dagegen kommt das internationale materialistische und ungläubige Pack nicht auf, das nur lebt, allerdings gründlich, um zu plündern, zu zerstören und Wehrlose zu morden.«

Und wie spanische Männer inmitten der größten Gefahren heiter zu bleiben wissen, so kann das Blut derselben Rasse lebensfrohe Frauenherzen stahlhart machen, wenn die nationale Ehre das Opfer des ihnen teuersten Lebens verlangt. Die ebenfalls in Saragossa erscheinende Tageszeitung »Heraldo de Aragón« (Nr. 14 755, 23. Nov. 1937) übernahm aus Gijón einen Bericht über den Heldenmut der Frau des Leutnants zur See Felix Fernández-Fournier, den die Truppen

der Linksfrent hatten zwingen wollen, in ihren Diensten die Führung des Panzerschiffes »Jaime I« zu übernehmen. Er weigerte sich und wurde erschossen. Seiner Frau meldete man, ihr verwundeter Mann sei aus der Gefangenschaft befreit und führe das Panzerschiff gegen Franco. »Da erwacht in dieser Frau die spanische Rasse, das spanische Temperament. Sie schluchzt aus tiefstem Herzen und ruft gequält: ‚Schweig! Ich kenne Felix. Das tut er nicht! Er weiß zu sterben, wie es seine Pflicht ist. Sagt mir, daß sie ihn erschossen haben, und ihr werdet sehen, daß ich nicht weine.‘ Und als sie schließlich die Wahrheit erfährt, bricht sie in einen nervösen Schrei gelösten Jubels aus: ‚Ja, so ist es gut, seht, daß ich nicht weine.‘ Und dann weint sie doch, weil sie die goldenen Locken ihrer Kinder sieht, die noch zu jung sind, um etwas zu verstehen.« Maria de los Angeles Iglesias war ihr Mädchenname, und spanisch fromm stellt der Berichtserstatter sie in ihrem Leid und in ihrer Kraft neben die heilige Mutter von den Sieben Schmerzen.

Tripolis und Budapest. Mit nicht so schroffer, aber darum nicht immer geringerer Leidenschaftlichkeit erlebt auch der Italiener die trotz heftiger geschichtlicher Krisen nie zerstörte Einheit seines Katholizismus mit seinem Volkstum. In der seit der gewaltsamen Besitzergreifung durch Italien rasch aufblühenden Hafenstadt Tripolis zeigte sich im November 1937 bei dem Eucharistischen Kongreß des italienischen Mutterlandes und seiner Kolonien von neuem das für Kirche und Staat ersprißliche freundschaftliche Zusammenwirken beider Gewalten. Marschall Balbo, der Generalgouverneur, wohnte mit zahlreichen hohen Vertretern der Regierung und des Heeres der Hauptversammlung des Kongresses bei, in der die weitgespannte Rede des italienischen Senators Cavazzoni nach dem Berichte des »Osservatore Romano« (Nr. 267, 15./16. Nov. 1937) die Eucharistie als lebensmächtigsten Mittelpunkt des gesamten Kulturlebens der lateinischen Völker schilderte. Ebenso nahm Balbo mit seiner Gemahlin gegenüber dem Thron des päpstlichen Legaten, des Kardinals Dolci, den Ehrensitze bei dem großartigen Pontifikalamt auf dem Domplatz ein. Der Kardinal schloß seine Predigt mit Segenswünschen für Italien, die »fruchtbare Mutter von Heiligen und Helden«, und für den König, »auf dessen Stirn heute die Kaiserkrone strahle, dank dem, der mit gutem Recht Schutzgeist und Wiedererwecker des geliebten Italiens genannt werden könne«. Als zuletzt in glänzender Prozession viele Tausende von Italienern und Afrikanern mit Abordnungen der Behörden und des Heeres das auf einem von Pionieren prachtvoll geschmückten Automobil thronende Allerheiligste durch die vornehmsten Straßen geleiteten, wo von katholischen wie nichtkatholischen Häusern die italienischen und die päpstlichen Farben wehten, ging der Marschall mit den höchsten Würdenträgern der Kolonie feierlich zum ersten und zum letzten Segen.

Im Mai 1938 aber wird der Eucharistische Weltkongreß in der Hauptstadt Ungarns eine noch weit gewaltigere Kundgebung des katholischen Glaubens sein. Hunderttausende werden aus allen Ländern zusammenströmen. Von Nordamerika sind bereits über 40 000 angefragt. Wissenschaft und Kunst der katho-

lischen Welt werden aufgeboten, dem Altarssakrament ihre Huldigung darzubringen, Staat und Stadt beteiligen sich amtlich, und die allgemein menschliche Tragweite einer so umfassenden Veranstaltung läßt sich kaum überschätzen. Denn da die Eucharistie voll übernatürlicher Glaubensgeheimnisse im Mittelpunkt des katholischen Kultus steht, so ist ihre Verehrung vor der gesamten Weltöffentlichkeit durch die Vertiefung und Klärung der eucharistischen Dogmatik und Mystik, durch die Messen und Kommunionen endloser Scharen von Andächtigen aus allen Völkern im höchsten Glanz irdischer Feierlichkeit, durch die stille Teilnahme von vielen Millionen gottliebender Seelen auf der ganzen Erde nicht nur während der Kongrestage, sondern durch werbende Weckung der gläubigen Aufmerksamkeit auch in den Monaten vorher und nachher eine mächtige und heute sehr notwendige Mahnung zur Abkehr von jedem Materialismus, jeder Verengung der Seelen auf bloß diesseitige Werte, ein beispielloser Aufruf der Menschheit zum Bewußtsein ihrer höchsten, von allen einzelnen und allen Völkern zu erfüllenden Aufgabe: zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit zu suchen, weil Gott es so will, und weil ewiges Glück oder Unglück jeder Seele davon abhängt.

IV

Bolschewistische Lenkung der Wissenschaft. Der führende Breslauer Anthropolog Egon Freiherr von Eickstedt hat eine Reihe von Fachgenossen gebeten, in der von ihm herausgegebenen »Zeitschrift für Rassenkunde« kurze Berichte über den Stand der anthropologischen Forschung in den osteuropäischen Ländern zu schreiben. Die auch für Theologen beachtenswerte Zusammenstellung im 6. Bande der genannten Zeitschrift (Jahrg. 1937, S. 242ff.) enthält einen Beitrag des Florentiners L. Cipriani über »Die Wissenschaft vom Menschen in der Sowjetunion«. Im Sinne des materialistischen Bolschewismus wurden seit der Staatsgründung mit unablässigem Eifer anthropologische Institute gebaut und Forschungsreisen unternommen. »In den ersten Jahren nach der Revolution war das Hauptaugenmerk auf die materielle Kultur und die somatischen Merkmale der sowjetrussischen Völker, darnach aber ganz auf die sozialen Verhältnisse insbesondere der primitiven Stämme Sibiriens gerichtet, wo besonders das Studium des Schamanismus, dem mehrere hundert monographische Arbeiten gewidmet wurden, zum Ausgangspunkt antireligiöser Propaganda wurde.« Auch die Teilrepubliken der Sowjetunion lieferten ein gewaltiges Material über Dutzende von Völkern. Ein im Jahre 1929 zur Verarbeitung der bis dahin gesammelten Erfahrungen einberufener Kongreß war aber weniger auf die Sache als auf »die Verherrlichung der kommunistischen Verwaltungsideale« abgestellt. Immerhin blieb auch in den folgenden Jahren der Ertrag für wirklich wissenschaftliche Arbeit an sich bedeutend genug.

Aber Cipriani schließt: »Wenn man sich einerseits freuen muß über die Menge der Erkenntnisse, die gewonnen wurden, so muß man andererseits bedenken, daß diese unter dem nicht unvoreingenommenen Antrieb der bolschewistischen Füh-

rung zustande kamen, und man muß auch einige Zweifel über die Gründlichkeit und Güte der Ergebnisse aussprechen. Man wird es zudem bedenklich finden, aus jedem Gelehrten einen Arbeiter für die vorgeschriebene Aufgabe machen zu wollen, statt ihn dem edlen Antrieb seiner spontanen Leistungsfähigkeit und Inspiration folgen zu lassen, die keine menschliche Kraft jemals wird in starre Normen bringen können. Man kann die Wissenschaft nicht zur Dienerin der Politik machen, aber die Politik muß, um erfolgreich zu sein, sich auf solide wissenschaftliche Grundlagen stützen.« – Vielleicht genauer: Nur so weit kann die Wissenschaft Dienerin der Politik sein, als sich das mit den Gesetzen unbestechlicher Forschung verträgt; aber mit den politischen Methoden und Zielen des Bolschewismus ist echte Wissenschaft zuletzt ebensowenig vereinbar wie echte Religion.

Religion und Medizin. Im »Nieuw Theologisch Tijdschrift« (Okt. 1937, S. 361) zeigte der Protestant S. Heringer mit vielen Hinweisen auf katholische und nichtkatholische Seelsorger und Ärzte verschiedener Länder, daß ein Arzt seinem Berufe nicht voll gerecht werden kann, wenn er die Religion seiner Patienten außer Betracht läßt. »In der ärztlichen Wirksamkeit hat man es in erster Linie mit Kranken zu tun und nicht mit den Krankheiten, wie sie in den Lehrbüchern beschrieben werden. Man sieht sich daher vielen Fragen gegenüber, auf die man nur antworten kann, wenn man selber über Gott und Mensch, Leben und Tod eine irgendwie befriedigende Ansicht hat. Der Arzt kann also die Religion nicht übersehen. Selbst wenn er mit dem Psychoanalytiker Jones auf dem Standpunkt steht, das religiöse Leben stelle eine ins Kosmische projizierte Dramatisierung der Gefühle der Angst und der Sehnsucht dar, die aus der Beziehung des Kindes zu seinen Eltern entspringen, muß er mit der Tatsache rechnen, daß die Mehrheit seiner Patienten anders denkt, daß sie ihrem religiösen Erleben nicht mit kalter Sachlichkeit gegenüberstehen, daß ihnen die Religion eine greifbare Wirklichkeit ist, daß ihnen Jesus und die Heilige Schrift der lebendige Mittelpunkt sind, von dem aus all ihr Denken und Tun beherrscht wird.« – Gerade ein nicht religiös eingestellter Arzt wird also, wenn er wahrhaft ärztlich denkt, die Mitarbeit des Seelsorgers um so freudiger willkommen heißen, je weniger er selbst sich in die seelischen Bedürfnisse der Kranken einzufühlen vermag. Für diese Aufgabe ist auch gegenüber unreligiösen Menschen der Priester in der Regel weit besser vorgebildet als der Arzt, selbst wenn der Arzt in den Jahren des Studiums und der Praxis religiösen Fragen durchaus nicht aus dem Wege gegangen ist.

Katholische Studentenideale. Bischof Paulin Ladeuze wandte sich als Rektor der katholischen Universität Löwen am Schlusse seiner eindrucksvollen Rede zur Eröffnung des akademischen Jahres (»La revue catholique des idées et des faits«, 22. Okt. 1937, S. 1ff.) an die Studenten mit der dringenden Aufforderung, ihre Leistungen ebenso auf der Höhe zu halten, wie ihre Zahl das Doppelte der Studentenschaft jeder andern belgischen Universität betrage. Der Gegensatz zwischen der kleinen Gruppe auserlesener Jünger der Wissenschaft und

der großen Studentenmasse sei noch zu schroff. Warnend wiederholte Ladeuze die Worte eines Spaniers, der kürzlich in einer belgischen Zeitschrift gesagt habe, die Hauptursache des religiösen Zusammenbruchs in seinem Lande liege in dem seit hundert Jahren zu beklagenden Mangel geistig führender katholischer Laien, und dieser Mangel erkläre sich aus der religionslosen oder religionsfeindlichen Haltung aller staatlichen Schulen und aus der zu geringen Leistung der Privatschulen.

»Ich erinnere mich«, fuhr der Rektor fort, »an die etwas kleinmütige Antwort, die mir vor einigen Jahren ein geistig interessierter spanischer Katholik gab, der sich hier in Löwen Rat zur Gründung einer katholischen Universität holen wollte. Als ich ihn beim Abschied nach seinen Eindrücken von unsern Einrichtungen fragte, antwortete er: ‚Das kann nur in Jahrhunderten geschaffen werden.‘ Ja, meine Herren, seit fünf Jahrhunderten arbeitet die göttliche Vorsehung für Sie an der Schaffung dieser akademischen Stätte. Werden Sie den Absichten der Vorsehung entsprechen? Sie werden nicht helfen können, Ihre Mitmenschen vor dem Abgrund zu retten, der unter ihren Füßen gähnt, wenn Sie sich nicht zu durchaus werthechten, geistigen und christlichen Menschen bilden. . . . Sie müssen eifrige Katholiken sein, um zuerst selber im Lichte der Ewigkeit alle Probleme der Gegenwart zu durchdenken und dann die christliche Lösung dieser Probleme denen zu vermitteln, die Ihnen Gehör schenken, weil sie vor Ihrem geistigen und menschlichen Werte Achtung haben. . . . Als Priester und Bischof wiederhole ich, daß Gott von Ihnen, von allen, die er an dieser Stätte zusammengeführt hat, ausgesprochen das Apostolat des Geistes erwartet, daß folglich Ihre erste und durch nichts abdingbare Pflicht als Studenten die geistige Arbeit ist, das ernste Ringen um eine geistig wertvolle Persönlichkeit. Aber ich füge sofort hinzu, und das soll mein letztes Wort sein, um dieses Ziel zu erreichen, müssen Sie an der Universität und in alle Zukunft ein mehr als mittelmäßig religiöses Leben führen.«

Protestantische Kirchenkunst in Nordamerika. Wie über den Wert gründlicher Wissenschaft für die Religion sollte man wohl auch ernster, als meistens geschieht, über die religiöse Aufgabe moderner Kunst nachdenken. Der international bekannte Bostoner Architekt Ralph Adams Cram klagte im »Atlantic Monthly« (Okt. 1937, S. 469 ff.) über den Schaden, den in den Vereinigten Staaten der Protestantismus durch Vernachlässigung der kirchlichen Baukunst erlitten habe. Während in Europa nach der Reformation Luthers die Anhänger der neuen Lehre großenteils die alten Kirchen übernommen hätten, wenn auch oft mit Zerstörung wesentlicher Schönheiten, habe man sich in Amerika, wo lauter Neubauten zu errichten waren, anfangs mit kahlen Versammlungsräumen, später mit gedankenloser Anpassung an weltliche Kunst begnügt, und die Katholiken hätten es dabei den Protestanten nicht selten zuvorgetan.

»Ich glaube«, sagt Cram, »daß diese gähnende Kluft zwischen Religion und Schönheit eine große Schuld an der Abnahme des Interesses für die Religion

trägt. . . . Das Gotteshaus sollte wieder Schönheit ausstrahlen. Die Neigung, es der weltlichen Umgebung anzugleichen, es wie ein Theater oder einen Vortragsaal auszustatten, Schreine, Statuen und Malereien fernzuhalten oder sie durch Modernisierung wirkungslos zu machen, mit weltlicher Betriebsamkeit, mit aufreizenden, oft geradezu rohen Schlagern, die man aus allen Formen des Reklamewesens entlehnt, nach einer falschen Volkstümlichkeit zu streben – all dies ist nur ein Zeichen des Verfalls und des Schwindens echter Kirchlichkeit. . . . Die Werbung für Neues hat uns die Kenntnis der kunstgeschichtlichen Tatsachen verdunkelt. Wir fürchten uns vor der wahren Schönheit, weil alles, was wir noch an echt christlicher Kunst haben, aus dem katholischen Glauben erblüht ist. Wir sind bange, die Anerkennung dieser Schönheiten bedeute schon einen widerwärtigen Abfall zum Papsttum.« Cram bezeugt aus eigener Erfahrung, daß in Pfarrkirchen und Anstaltskapellen, als sie von Häßlichem gereinigt und mit Schönerem bereichert waren, der Besuch zunahm, sogar aufs Doppelte, und daß »Leute, die zu spotten gekommen waren, blieben, um zu beten«.

Umfchau

Im neuen Museum in Jerusalem

In den nächsten Monaten wird in Jerusalem das neue Rockefeller-Museum eröffnet. Es liegt auf der Nordseite der grauen Stadtmauer gegen das amerikanische Viertel. Das vielstrahlige Gebäude mit dem Zentralturm beherrscht das stille Cedrontal und lenkt die Blicke aller auf sich, die vom Ölberg aus das erhabene Bild der Stadt Jerusalem vor sich betrachten.

Als Mitarbeiter bei den Aufsehen erregenden Ausgrabungen, die das Päpstliche Bibelinstitut in Telelat Ghassil seit 1929¹ macht, wurde mir von der Behörde schon jetzt gestattet, Führungen für die Fachwelt zu veranstalten.

Einige Eindrücke möchte ich hier wiedergeben. Schon äußerlich wird sich das Museum sicher neben jene von Konstantinopel, Aleppo, Beirut, Kairo stellen lassen. Mit den Mitteln der Stiftung wird außer einem Beamtenstab eine reichhaltige Bibliothek unterhalten. Der Innenraum ist in Schauläle, Studienzimmer und Nebenräume eingeteilt. Auch ein prächtiger Vortragsraum fehlt nicht.

Vorläufig ist erst die große Halle mit den Zeugnissen aus den ältesten Zeiten Palästinas bis 1200 v. Chr. (Bronzezeit)

fertiggestellt. Dieser Teil behandelt die Zeit vor der Ankunft der Israeliten. Die spätere Keramik wird in einem andern Saale Aufstellung finden. An Hand des aufgestellten Materials werden wichtige Ergebnisse der Forschung über die älteste Periode eindrucksvoll veranschaulicht. Das ist gewiß kein kleiner Gewinn für alle, die sich um die Erklärung der heiligen Schriften, besonders der Genesis, bemühen. Wir heben nur einiges heraus.

1. In der großen Halle wird die Kulturwelt gezeigt, die Israel bei seiner Ankunft in Palästina gegen Ende der Spätbronze vorfand. Ihre bedeutende Überlegenheit gegenüber der israelitischen Kultur beweist, daß Palästina nicht als autochthones Land der Juden aufgefaßt werden kann. Dieses Ergebnis ist sicher, obwohl wir über die Rassenfragen aus dem dritten und vierten Jahrtausend sonst wenig wissen.

2. Eine klare Zeitrechnung bis hinauf ins vierte Jahrtausend wird ermöglicht. Bisher hatte man vielfach geglaubt, daß Telelat Ghassil im Jordantal eine Stadt aus der Zeit Abrahams sei, etwa gar Sodoma und Gomorrha, entsprechend der Beschreibung in 1 Mof. 13, 10. Eine Häusergruppe im Ghor mit Oasenkultur muß ein weithin sichtbares Wahrzeichen gewesen sein. Von Bethel konnte man es sicher sehen. Im Jordantal ist

¹ Vgl. diese Zeitschrift Bd. 124 (1933) S. 127; Bd. 122 (1931/32) S. 187 u. a.